



FESTSCHRIFT

zur Veranstaltung im Großen
Haus des Düsseldorfer Schauspiel-
hauses am 29. September 2007

*60 Jahre
Theatergemeinde
Düsseldorf e.V.*

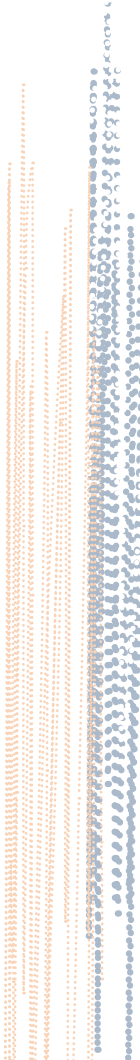
F E

S T

S C

H R

I F T





Sehr geehrte, liebe Mitglieder der Theatergemeinde Düsseldorf!

Noch vor dem Jahreswechsel können wir Ihnen in einer gedruckten Version das vollständige, dem tatsächlichen Verlauf entsprechende Programm des Festakts zum 60jährigen Bestehen der Theatergemeinde Düsseldorf übergeben. Auf vielfachen Wunsch hin wurden die Reden der Feier im Großen Haus des Düsseldorfer Schauspielhauses abgedruckt, die literarischen Texte in dramatischer, lyrischer und prosaischer Form einbezogen, die ausführenden Künstler im Porträt vorgestellt. Mitglieder der Theatergemeinde, die die Veranstaltung nicht miterleben konnten, erhalten so die Möglichkeit, die Inhalte in Ruhe nachzulesen, für Teilnehmer des Nachmittags mag die Lektüre eine Auffrischung sein.

Ich persönlich danke für die vielen Zuschriften und eingehenden Schilderungen aus der Zeit der Gründung im Jahr 1947. Auch in Zukunft wird die Theatergemeinde Ihnen ein verlässlicher und anspruchsvoller Partner auf dem Gebiet der Kultur sein.

Mit herzlichen Grüßen
Ihre Dr. des. Heike Spies

VORSITZENDE DER
THEATERGEMEINDE DÜSSELDORF E.V.

Düsseldorf, im Dezember 2007



PROGRAMM



DÜSSELDORFER SYMPHONIKER



Franziska FRÜH
Violine



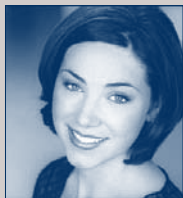
Ralf BUCHKREMER
Bratsche



Nikolaus TRIEB
Cello



DEUTSCHE OPER AM RHEIN



Kristen LEICH
Mezzosopran



Corby WELCH
Tenor



Peter DAVIES
Pianist



IMPRESSIONEN

Aus der Geschichte des Düsseldorfer Schauspielhauses zusammengestellt vom
Theatermuseum Düsseldorf

MUSIKALISCHER AUFTAKT

Mitglieder der Düsseldorfer Symphoniker spielen Auszüge aus Ernst VON DOHNANYI,
„Serenade für Streichtrio, opus 10“
Franziska FRÜH (Violine), Ralf BUCHKREMER (Bratsche), Nikolaus TRIEB (Cello)

GRUSSWÖRTE

Manfred WEBER

Geschäftsführender Direktor des Düsseldorfer Schauspielhauses Seite 6

Ingeborg BOGNER

Präsidentin des Bundes der Theatergemeinden e.V. Seite 8

Hans-Georg LOHE

Kulturdezernent der Landeshauptstadt Düsseldorf Seite 10

Dr. des. Heike SPIES

Vorsitzende der Theatergemeinde Düsseldorf e.V. Seite 14

DÜSSELDORFER SCHAUSPIELHAUS

Claudia HÜBBECKER und Daniel NERLICH spielen

„Ach, da bist du ja!“ von Thomas JONIGK Seite 20

Wolfgang REINBACHER rezitiert „Waldeinsamkeit“ von Heinrich Heine Seite 25

DEUTSCHE OPER AM RHEIN

Mozart „Nozze di Figaro“, Aria des Cherubino „Voi che sapete“ (Kristen LEICH, Mezzosopran)
Puccini „Tosca“, Aria Cavaradossi „Recondita armonia“ (Corby WELCH, Tenor);
Peter DAVIES, Pianist

LESUNG

Volker LECHTENBRINK liest „Schischyphus“ von Wolfgang Borchert Seite 29

DEUTSCHE OPER AM RHEIN

Massenet „Manon“, Aria des Herrn Grioux „Ah! Fuyez, douce image“ (Corby WELCH, Tenor)
Rossini „Cenerentola“, Aria der Cenerentola „Naqui all'affanno e al pianto“
(Kristen LEICH, Mezzosopran); Peter DAVIES, Pianist



MANFRED WEBER

GRUSSWORTE

Sehr geehrte Frau Bogner, sehr geehrte Frau Dr. Spies, sehr geehrter Herr Lohé, verehrter Herr Kämpfer, werte Gäste, liebes Publikum!

Im Namen des Düsseldorfer Schauspielhauses und seiner Intendantin Amélie Niermeyer heisse ich Sie zum heutigen Festakt aus Anlass des 60jährigen Bestehens der Theatergemeinde Düsseldorf ganz herzlich willkommen. Es ist uns eine große Ehre und Freude, dass Sie dieses Jubiläum in unserem Hause begehen, jenem Schauspielhaus, dessen Geschichte Sie in sechs Jahrzehnten begleitet und mitgeprägt haben. Genau zu diesem Datum vor einem Jahr hat Frau Niermeyer ihre erste Spielzeit hier auf dieser Bühne eröffnet und Sie, Frau Spies, haben im Mai 2006 tatkräftig und mit vielen neuen Ideen den Vorsitz dieser traditionsreichen und verdienstvollen Besucherorganisation

übernommen. Über 10.000 Mitglieder haben in der Eröffnungsspielzeit von Frau Niermey-er die Vorstellungen des Düsseldorfer Schauspielhauses besucht. Nach Jahren des Besucherrückgangs verzeichnen wir wieder eine deutliche Steigerung (8,54%).

Die Theatergemeinde Düsseldorf gehört zum Kulturgut dieser Stadt. Besucherorganisationen sind nach wie vor wesentlich für das Theater; ihre Mitglieder zählen zu den engsten und treuesten Begleitern unserer Kunst. In einer Zeit der Konkurrenz, schnell-lebiger Medien- und Ereignisorientiertheit setzt die Theatergemeinde zum einen, nicht auf kurzzeitige Erlebnisbefriedigung, sondern, wie unser Repertoire, auf Kontinuität über die Grenzen der Generationen hinweg, zum anderen, fördert sie, wie es der verdiente und langjährige 1. Vorsitzende der Düsseldorfer Theatergemeinde, Herr Kamper, bereits zum 25. Jubiläum der Theatergemeinde be-

merkte: „die kritische Anteilnahme am Theater- und Kulturleben. Kritische Anteilnahme setzt Kenntnisse für die eigenständige Urteilsbildung voraus.“ Dieser universelle Begriff eines demokratischen Kultur- und Bildungsverständnisses war der Düsseldorfer Theatergemeinde stets gelebte Verpflichtung und Auftrag. Im Geiste des für den heutigen Festakt gewählten Mottos – verstehe ich diese Haltung im Sinne der Aufforderung von Goethes Direktor mit dessen Worten: „So schreitet in dem engen Bretterhaus, Den ganzen Kreis der Schöpfung aus“.

Werte-orientiertes Traditionsbewußtsein und Moderne zeichnen die Theatergemeinde Düsseldorf aus. Wir freuen uns, Sie an unserer Seite zu wissen und gratulieren der Theatergemeinde Düsseldorf herzlich zum heutigen Jubiläum- mit den besten Wünschen für die Zukunft mit vielen gemeinsamen Theatervorstellungen in diesem Hause.

*Liebe Mitglieder der Theatergemeinde, sehr
geehrte Festgäste,*

ich freue mich, für den Bund der Theatergemeinden der Theatergemeinde Düsseldorf zu Ihrem 60. Geburtstag die herzlichsten Glückwünsche überbringen zu dürfen, spielt doch die Theatergemeinde Düsseldorf im Leben der Stadt und des Bundes der Theatergemeinden eine wichtige Rolle. Schon wenige Jahre nach dem Krieg – hier in Düsseldorf war es 1947 – nutzten in größeren Städten theaterbegeisterte Bürger die neu gewonnene Freiheit, einer breiten Bevölkerungsschicht den Theaterbesuch zu ermöglichen oder zumindest zu erleichtern. Die Gründung von Theatergemeinden erschien als der geeignete Weg. Das heutige Jubiläum bestätigt: Es war und ist noch immer der richtige Weg. Doch: Wie sollte dieser Weg gestaltet werden? Welche Wege haben die anderen eingeschlagen? Das Bedürfnis nach Gedanken- und Erfahrungsaustausch war groß. Nach ersten Gesprächen in den Jahren 1949 und 1950 fand im Jahre 1951 hier in Düsseldorf die entscheidende Begegnung statt, bei der eine feste Form mit bindender Satzung beschlossen wurde, natürlich unter Wahrung

des föderativen Prinzips. Zum Bundessitz wurde einstimmig Düsseldorf gewählt und so wurde am 26. November 1951 der Bund der Theatergemeinden beim Amtsgericht Düsseldorf unter der Nr. 1736 in das Vereinsregister eingetragen. Die Aufgaben des Bundes umfassen nach § 1 der Satzung Volksbildung, Kulturvermittlung und Freizeitgestaltung. Seine Ziele will der Bund unter anderem durch Tagungen und Seminare verfolgen. Alle zwei Jahre finden deshalb an wechselnden Standorten die so genannten Theatergespräche statt, so 1971 hier in Düsseldorf unter dem Thema: „Theater wozu – Theater wohin?“ Damals waren an vielen Bühnen die damals so genannten „progressiven Theatermacher“, heute würde man vielleicht sagen: Die Vertreter des Regietheaters, tätig. Mitglieder des Düsseldorfer Schauspielhauses zitierten in einer Lesung: „Wie echt ist der Theaterdonner“ Autoren und Regisseure. Mit der heutigen Veranstaltung stehen wir also in einer guten Tradition! Einem gleichfalls aktuellen Thema widmeten sich 1995 ebenfalls in Düsseldorf die Theatergespräche: „Das Theater und sein Publikum, Publikum zwischen Wunsch und Wirklichkeit“. Die Düsseldorfer Theatergemeinde zeigt mit diesen Themen,

dass sie das Ohr am Puls der Zeit und des aktuellen Geschehens am Theater hat. Wichtige Impulse und Anstöße gingen von diesen Tagungen für die Theatergemeinden in den anderen Städten der Bundesrepublik aus.

Von Anfang an jedoch stand auch die Jugend im Fokus der Theatergemeinden. „Kultur – nein danke? – Wege zur ästhetischen Erziehung von Kindern und Jugendlichen“ war das Thema unserer diesjährigen Theatergespräche in Hamburg. Neben Vorträgen von Prof. Dr. Max Fuchs, „Kultur öffnet Welten“, von Dr. Susanne Keuchel „Wohin geht die Jugend?“, Theateraufführungen am Jungen Schauspielhaus Hamburg, stellten Theatergemeinden aus Bonn, Essen, Köln und Düsseldorf ihre Arbeit im Bereich der Jugend vor. Begeistert be-



INGEBORG BOGNER

stätigt wurde uns von vielen Teilnehmern, dass diese Berichte Anregungen gegeben haben für ihre zukünftige Jugendar-

beit. Hier zeigt sich die Vorreiterrolle der Theatergemeinden in Nordrhein-Westfalen innerhalb des Bundes der Theatergemeinden.

Auch im Jahr 2009 bleiben wir sozusagen im Lande: Dem demographischen Wandel und seinen Auswirkungen auf die Theater und damit auch auf uns Theatergemeinden wollen wir uns in Essen widmen. So ist es verständlich, dass zur Geburtstagsfeier einer so bedeutenden Theatergemeinde die Vertreter von Theatergemeinden Nordrhein-Westfalens, nämlich Köln, Münster, Essen zum Gratulieren gekommen sind, aber auch die Vorsitzenden aus Hamburg und München. So wünschen ich und die hier anwesenden Mitglieder der anderen Theatergemeinden, aber auch alle, die nicht kommen konnten, der Theatergemeinde Düsseldorf natürlich die „Unsterblichkeit der Seele“, auch weiterhin den notwendigen Gestaltwandel an die sich ändernden Zeitläufe und damit die sich wiederholte Erneuerung aus eigener Kraft, die der Schmetterling, das neue Logo der Theatergemeinde Düsseldorf, symbolisiert. Sehr geehrte Frau Dr. Spies: Sie selbst haben diese Worte so treffend formuliert, dass ich sie einfach übernommen habe.

Sehr geehrte Frau Bogner, sehr geehrte Frau Dr. Spies, sehr geehrter Herr Kämpfer, lieber Herr Weber, meine sehr geehrten Damen und Herren,

im Namen der Landeshauptstadt Düsseldorf gratuliere ich der Theatergemeinde Düsseldorf zu ihrem 60-jährigen Geburtstag von Herzen. Die Theatergemeinde hat sich in all den Jahren und Jahrzehnten große Verdienste als ein verlässlicher Partner und erfolgreicher Multiplikator der Kultur erworben. Insbesondere Wolfgang Kämpfer, der die Theatergemeinde Düsseldorf vier Jahrzehnte lang als Vorsitzender geleitet hat und nach seinem Ausscheiden zum Ehrenvorsitzenden ernannt wurde, hat mehr als großen Anteil daran. Ihm und all den Mitarbeitern der Theatergemeinde sowie den ehrenamtlich für die Theatergemeinde Tätigen gebührt heute ein ganz großes Dankeschön. Mehr als

5.000 Mitglieder zählt die Theatergemeinde Düsseldorf, und die Mitglieder der Theatergemeinde wie auch der Volksbühne, die im vergangenen Jahr ebenfalls im Großen Haus ihr Jubiläum feierte, zählen zu den Bürgern und Bürgerinnen unserer Stadt, die am stärksten an Kultur interessiert sind. 60 Jahre lang hat die Theatergemeinde ihre Mitglieder mit Karten für Schauspiel, Oper und Konzert versorgt – eine „Kulturdrehscheibe“ für Jedermann. Für „jedermann“, das kann man in diesem



HANS-GEORG LOHE

Falle – so glaube ich wörtlich nehmen: Für nur 10,00 EUR Mitgliedsbeitrag pro Jahr haben Sie, die Mitglieder, Zugang zu einem großen kulturellen Angebot

in Düsseldorf. Als Mitglied – das brauche ich Ihnen nicht zu erläutern – haben Sie Eintritt zu vielen unserer kulturellen Einrichtungen, und das zu Preisen, die mehr als fair sind.

Als ich gestern im Seniorenbeirat über Kultur für Senioren in Düsseldorf referierte, zeigte sich in der anschließenden Diskussion, das bei vielen Anwesenden der Eindruck vorherrscht, sie könnten sich die Eintrittspreise für die Kulturinstitute nicht leisten; dies trifft m.E. in den meisten Fällen nicht zu: Inhaber des sog. „Düsselpass“, der allerdings an Einkommengrenzen gebunden ist, haben z. B. ermäßigten oder freien Eintritt in die städtischen Museen. Und mit der art card haben alle anderen für 70 EUR ein Jahr lang ab Ausstellungsdatum freien Eintritt in alle Museen in Düsseldorf und einigen Nachbarstädten. Als Mitglieder der Theatergemeinde können Sie die art card sogar zum Vorzugspreis beziehen. Gerade jetzt, wenn ich z.B. an die sen-

sationelle, einzigartige Ausstellung „Bonjour Russland“ im museum kunst palast denke, lohnt sich der Kauf der art card. Aber mich ließ heute früh die Frage der Eintrittspreise nicht in Ruhe. Und so suchte ich im Internet unter dem Stichwort „Theatergemeinde Düsseldorf“ und fand über 15.000 Einträge. Der erste Eintrag lautete auf „TG Düsseldorf“, das war die home-page. Der zweite Eintrag hatte zur Überschrift: „Sparen: mit Theatergemeinden 20 bis 30 Prozent beim Eintritt sparen“.

Meine Damen und Herren, deutlicher kann – glaube ich – nicht belegt werden, wie vorteilhafte eine Mitgliedschaft in der Theatergemeinde ist. Und für all diejenigen unter Ihnen, die noch nicht Mitglied sind, hält sicherlich Frau Dr. Spies ein Anmeldeformular bereit. Theatergemeinde und Volksbühne, die Besucherorganisationen stellen neben dem Abonnement das Rückgrat unseres Kartenvertriebs

dar – und dafür sind wir Ihnen, den Mitgliedern dankbar. Dennoch erschöpft sich der Verdienst der Theatergemeinde nicht darin, mehr Publikum in die Kulturveranstaltungen von Düsseldorf zu führen. Vielmehr vermittelt die Theatergemeinde nachhaltig Kultur und führt zahlreiche Gleichgesinnte zusammen – immer auch unter dem Gedanken christlicher Mitmenschlichkeit, der die Arbeit des Vereins von Beginn an bis heute bestimmt. Trotz des andauernden Bewusstseins für ihre Wurzeln hat die Theatergemeinschaft die Zeichen der Zeit immer rechtzeitig erkannt und ihre Angebote über die Jahre hinweg wiederholt den aktuellen Bedürfnissen angepasst. Bis heute finden die Fachvorträge, Einführungen und Gespräche mit Schauspielern und Dramaturgen, die der Verein organisiert, auch bei Nichtmitgliedern starke Beachtung, ebenso wie die Fahrten der Theatergemein-

de zu herausragenden Bühnenergebnissen in benachbarten Städten Nordrhein-Westfalens. Heike Spies, die im letzten Jahr den Vorsitz des Vereins übernommen hat, hat angekündigt, den bewährten Kurs der kontinuierlichen Erneuerung fortzusetzen. Die Vorsitzende orientiert sich an Kontinuität und fügt zugleich neue Akzente hinzu. Unter ihrer Ägide wurde eine Kooperation auf betriebswirtschaftlicher Ebene mit der Theatergemeinde Köln begonnen. Die Technik wurde modernisiert und die kulturelle Angebotsvielfalt vergrößert. Die praktischen Erweiterungen im Spielplanangebot sollen den wachsenden Wünschen der Mitglieder nach Flexibilität und Qualität entgegenkommen.

Die Nachkriegszeit, in der die Theatergemeinde gegründet wurde, war eine Zeit, in der dem Theater große Bedeutung zukam:



Die Menschen suchten neue Orientierung und geistige Anregung. Auch unsere heutige Zeit ist von rasanten Umbrüchen geprägt, und das Bedürfnis nach Orientierung und Sinn scheint mir nicht weniger vorhanden zu sein als damals. Statt geistiger Anregung suchen allerdings gerade die Jüngeren vor allem eins: Zerstreuung. Die tägliche Verweildauer eines durchschnittlichen Jugendlichen vor dem Fernseher liegt inzwischen bei über zwei Stunden. Aus diesem erschreckenden Umfragergebnis ergibt sich für mich ein gesellschaftlicher Auftrag insbesondere für die Kultur, Kindern und Jugendlichen kulturelle Bildung zu ermöglichen, ihnen attraktive Angebote für eine Freizeitgestaltung zu machen. Für das Kulturred sind kulturelle Bildung und ästhetische Erziehung im Rahmen der Offenen Ganztagschule gemeinsam mit dem Schulverwaltungsamt wichtigste Auf-

gabenfelder. Insofern kann ich die neue Vorsitzende nur in ihrem Vorhaben bestärken, neue „Brückenschläge“ zu versuchen, und vor allen Dingen mit Schulen – wie z.B. mit dem Goethe-Gymnasium bereits geschehen – zu kooperieren. Das Goethe-Gymnasium ist gerade auf dem besten Weg, das Fach „Darstellendes Spiel“ neu einzuführen. Ebenso begrüßenswert finde ich die geplante Gründung einer „Jungen Theatergemeinde“, von der Frau Dr. Spies berichtet hat. Und auch die Idee, die Abonnementstrukturen so zu verändern, dass sie auch Jugendliche ansprechen, die sich nicht so lange im Voraus festlegen wollen, scheint mir konsequent. So wünsche ich Ihnen, liebe Frau Dr. Spies, für Ihre Arbeit weiterhin viel Erfolg und der Theatergemeinde, dass sie durch Ihr Engagement neue Mitglieder gewinnt und alte weiter bindet. Auf die nächsten 60 Jahre.

Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen
Probiert ein jeder, was er mag;
Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen.
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden;
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Tier und Vögeln fehlt es nicht.
So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Goethe, „Faust“ I, Vorspiel auf dem Theater, der Direktor



DR. DES. HEIKE SPIES

Verehrte Festversammlung!

Sehr herzlich begrüße ich Sie alle, also nicht nur Sie hier im Zuschauerraum, sondern auch Sie drunten im Foyer unseres großartigen Düsseldorfer Schauspielhauses. Zu Beginn möchte ich natürlich meinen Vorrednern danken, die schon so viele liebenswürdige Worte gefunden haben. Besonders aber auch dem Streichtrio mit Auszügen aus Ernst von Dohnanyi, op. 10. Erlauben Sie mir, mit „bedächt'ger Schnelle“ einige mir wichtige Gedanken zum heutigen Tag zu äußern. Seit Beginn des Jahres steht uns ein festes Ziel vor Augen: der feierlich begangene 60. Geburtstag der Theatergemeinde Düsseldorf. Zusammen mit den vielen, z.T. langjährigen Mitgliedern und geladenen Gästen wollen wir das Ereignis an einem Ort verwirklichen, der den Aufgaben der traditionsreichen Besucherorganisation besonders nahe steht und eng mit der Gründungsmotivation verknüpft ist.

Lassen Sie mich einen Bogen spannen bis ins Jahr 1947, einen historischen Zeitpunkt aufgreifen, den ich denn doch nur aus Erzählungen kenne und nur aus dem Blickwinkel literarischer Darbietungen kennen kann. Düsseldorf 1947: nach verlorenem Krieg und Zusammenbruch tritt bei den Menschen das Bewusstsein vor Augen, dass sie überlebt, die Schreckensherrschaft endlich überstanden haben. Die Jahre nach dem Krieg sind

geprägt von Existenzkampf und Wiederbelebung, der Bewältigung von menschlichen und materiellen Verlusten, von Heimkehr und Nicht-Heimkehr. Der Neubeginn vollzieht sich schrittweise als unausweichlicher Prozess, wird fühl- und sichtbar in zaghaften Orientierungen zum Aufbruch in ein neues Leben, eine nur schwach konturierte Zukunft.

Dieter Forte, 1935 in Düsseldorf geboren und als Dramatiker zunächst bekannt geworden, hat aus eigenem Erleben heraus die wohl eindringlichsten Schilderungen der Kriegssituation an der „Heimatfront“ und der ersten Friedenszeit geschaffen. Die folgende Passage ist seiner Romantrilogie „Das Haus auf meinen Schultern“ entnommen, fasst Einzelheiten zusammen: „In der Erinnerung blieb das Gefühl von Hunger und Kälte, das sich mit dem unaufhaltsamen Wechsel von Hell und Dunkel zu einer ohnmächtigen Hilflosigkeit verband, ein Gefühl, das immer da war, in Halluzinationen übergang, in ungeordnete und wahllos herandrängende Bilder, die sich nicht an Zeit und Ort hielten, so dass auch die Erinnerungsbilder zu einem unwirklichen Licht erstarrten, rasch abbrechend wieder verschwanden, wie in einem Film, dessen einzelne Szenen und dessen Handlung für immer durcheinander geraten waren; keine gelassene und wohlgeordnete Erinnerung an eine über viele Sommer und Winter am gleichen Ort ruhig dahin ziehende Jugend, kalte Bilder eines erstarrten Gefühls, die sich wie

Eisschollen übereinander schoben.“¹ In diese ungewisse Zeit hinein – „war die Nacht überstanden, galt es den Tag zu besiegen“² – genau datiert auf den 27. Juni 1947, fällt die Gründung der Theatergemeinde. Der Auszug aus dem Vereinsregister beim Düsseldorfer Amtsgericht weist folgenden Eintrag im vollständigen Wortlaut aus: „Düsseldorf, den 24. September 1947 Am 24. September 1947 ist der Verein Theatergemeinde der Gesellschaft für christliche Kultur in Düsseldorf in das Vereinsregister unter Nr. 1272 eingetragen worden. Dasselbst ist ferner folgendes eingetragen worden. Satzung: Die Satzung ist am 27. Juni 1947 errichtet. Je zwei Vorstandsmitglieder vertreten den Verein gerichtlich und außergerichtlich. Zu den Mitgliedern des ersten Vorstands wurden bestellt:“

- Dr. Josef Schagen, Syndikus der Handwerkskammer in Düsseldorf, erster Vorsitzender
- Josef Heinrich Sommer, Fabrikant in Düsseldorf als Stellvertreter, den viele von Ihnen auch als Förderer des Stadtteils Garath kennen werden.
- Walter Bolthausen, den Bankassistentier, natürlich als Schatzmeister.

Das Protokoll der Gründungsversammlung weist die Wahl eines Beirats aus, dem als Mitglieder angehörten: die Vorstandsmitglieder der Gesellschaft für christliche Kultur, Frau

1 Dieter Forte: Das Haus auf meinen Schultern. Romantrilogie. Frankfurt/Main 2002, hier: In der Erinnerung, S. 673
2 ebd., S. 673

Praetorius und Rechtsanwalt Schütz, der eine bedeutende Rolle für die Stadt Düsseldorf und unser Land NRW gespielt hat, ferner: Josef Buschbaum, Rechtsanwalt Dr. Freitag, Dr. Alois Henn, Herr Dr. Jänischen, Oberstudienrat Herzogenrath, Fräulein Oberstudienrätin Dr. Kempkes, Dr. Eduard Lange, Herrn Dr. Peters, Regierungsrat Dr. Richter, Oberkirchenrat Dr. Roeßler, der vielseitig aktive Lehrer Ernst Suter, Otto Zündorf und Liesel Schütz. Bei so manchen von Ihnen werden diese Namen noch persönliche Erinnerungen wachrufen.

Von Mut und Zuversicht geprägt ist eine solche Gründung angesichts drängender lebenspraktischer Aufgaben. Theater und Musik sind die heilsamen Einflußgrößen im neuen Leben. Bei der Theatergemeinde gab es Eintrittskarten für die Kammerspiele oder für die Städtischen Bühnen Düsseldorf. Gustaf Gründgens begann am 15. September 1947 in der Rolle des Oedipus³ seine künstlerische Laufbahn als Intendant der Städtischen Bühnen in Düsseldorf und begründete, aus Berlin abgeworben, die legendäre „Ära Gründgens“, die in die Eröffnung des ehemaligen Operettenhauses in der Jahnstraße als Düsseldorfer Schauspielhaus im April 1951 münden wird. Damals hat der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Karl Arnold, am 17. Juni 1947

3 15.09.1947, „König Ödipus“ von Sophokles - Karl Heinz Stroux (Regie) - Herta Böhm (Ausstattung) - Opernhaus (Spielstätte), in: Winrich Meiszius (Hg.): Jahrhundert des Schauspiels. Düsseldorfer Schauspielhaus. Düsseldorf 2006



gerade in sein Amt gewählt,⁴ wesentlichen Einfluss ausgeübt,⁵ um Gustaf Gründgens die Entscheidung für Düsseldorf zu erleichtern.

Als Generalintendant in der Nachfolge von Wolfgang Langhoff und dem kommissarischen Intendanten Anton Krilla (1945/46) schenkte Gründgens dieser Stadt und ihren Menschen unvergleichliche Theatererlebnisse. In seiner Antrittsrede bekennt der Künstler mit entschiedenem Blick nach vorn: „Ich habe zehn Jahre lang Kunst gegen etwas gemacht, ich sehne mich danach, Kunst für etwas zu machen.“⁶ In der Spielzeit 1947/48 führt er Regie in der deutschen Erstaufführung von Jean Paul Sartres „Die Fliegen“ (1. November 1947) und Anton Tschechows Stück „Die Möwe“ (13. April 1948). In diesem Hungerwinter – für so manchen unter Ihnen

verbunden mit der frostigen Erinnerung an kristallene Eisblumen auf der Tapete, wenn man überhaupt ein Dach über dem Kopf hatte – wurde ungebrochen unter wechselnder Regie gespielt: die märchenhaft-orientalische Fremdheit „Turandots“ von Schiller, die tapfere Lustspielhaftigkeit der „Helden“ von George Bernhard Shaw, die Zerrissenheit des „Clavigo“ von Goethe, den tiefen Zweifel an sich selbst am Beispiel der Alkmene in „Amphitryon“ von Kleist. Als Weihnachtsmärchen wurde 1947 „Der gestiefelte Kater“ von Arthur Wagner gegeben. Theater ließ die Trümmer für Stunden vergessen, war geistige Nahrung und befreite Blick und Denken für eine neue Wirklichkeit. Unter den ersten Vorsitzenden der Theatergemeinde, der schon genannte Dr. Josef Schagen, der zehn Jahre amtierte, Dipl.-Kfm. Bernhard Bucker, Dr. Gerhard Schilling, der von 1959 bis 1968 die Theatergemeinde leitete, und Dr. Josef Peters war es der Organisation ein besonderes Anliegen, umfassende Informationen zum wachsenden, sich verändernden kulturellen Leben in der Stadt an ihre Mitglieder weiterzugeben. Die Theatergemeinde war, ebenso wie heute, eine Institution, die sich nicht allein auf die Vergabe von Karten beschränkt. Es ist mir eine besondere Freude, dem ehemaligen Vorsitzenden und heutigen Ehrenvorsitzenden der Theatergemeinde, Dipl.-Kfm. Wolfgang Kamper, der sein Amt 37 Jahre innehatte, sehr herzlich für seine Verdienste um die Theatergemeinde zu danken.

⁴ Der Vorgänger im Amt war MP a.D. Rudolf Amelunxen

⁵ Vgl. Meiszius, Jahrhundert des Schauspiels, S. 147f.

⁶ Gustaf Gründgens: Die Wirklichkeit des Theaters. Frankfurt 1954, in: Meiszius, Jahrhundert des Schauspiels, S. 145

In den vergangenen vier Jahrzehnten, der „Ära Kamper“, hat mein Amtsvorgänger Akzente gesetzt: Die Einrichtung des Arbeitskreises Musiktheater, geleitet von Prof. Dr. Walter Scheele, gemeinschaftsfördernde Theaterreisen in die nähere und fernere Umgebung, zahlreiche Tagungen und kulturpolitisch ambitionierte Diskussionsforen. Ebenso gilt mein Dank dem langjährigen, auch heute noch amtierenden Schatzmeister Dipl.-Kfm. Johannes Fröhlings, dessen wertvollen Rat ich – ebenso wie den der weiteren Vorstandsmitglieder – sehr zu schätzen weiß. Den anwesenden Mitgliedern des Beirats, der dem Vorstand tatkräftig zur Seite steht, sei an dieser Stelle herzlich für Anregung und praktische Hilfe gedankt. Was wäre aber die Theatergemeinde ohne die Geschäftsstelle auf der Grabenstraße, gelegen im Herzen der Altstadt? Ursula Eltgen, Ingrid Ulbricht, Gabriele Jebens und Sylvia Fischer danke ich persönlich für die fabelhafte Bewältigung gewachsener Aufgaben und die vertrauensvolle Zusammenarbeit im vergangenen Jahr.

Der Rückblick auf die Erfolgsgeschichte ist das Eine, die Wahrnehmung der Aufgaben unserer Gegenwart das Andere. Das Bewusstsein für Bildung und selbständiges Denken war selten so groß wie heute. Doch wird es wirklich unterstützt – meine Damen und Herren? Fehlen diese grundlegenden Kategorien menschlichen Seins, werden sie verdrängt durch ökonomischen Pragmatis-

mus, wird der Mangel umso schmerzlicher empfunden und auch auf die Protagonisten selbst zurückschlagen. Erst das Wissen, das lebendig verfügbar ist, macht den Menschen produktiv. „Von hier aus“ – mit diesem Motto einer großen Kunstaussstellung – definiert die Theatergemeinde einen notwendigen, kulturell begründeten Bildungsauftrag. Die Theatergemeinde eröffnet im wahrsten Sinne des Wortes kulturelle Welten in dieser Stadt, sie ist der Schlüssel, die Möglichkeit der Begegnung, des Gesprächs, der Begeisterung oder auch Ablehnung. Von der Theatergemeinde gehen grundlegende Impulse aus: Wir sind da für Menschen aller Generationen, ihre Fragen, Befürchtungen, Vorschläge und Bitten. Die Mitgliedschaft in der Theatergemeinde bereichert, regt an und weckt initiative Reserven im Menschen. Über die persönlich erlebte, manchmal auch erlittene Erfahrung mit Kunst, Musik, Theater- wie Opernaufführungen können neue Lebensperspektiven erschlossen werden. Das geschieht auf vielfältige Weise mittels Textkenntnis, Einsichten in Aufführungsgeschichte, die innere Nähe zu einer literarischen Gestalt oder auch die pure Identifikation mit einer wunderbaren künstlerischen Leistung, die als Vorbild bis in den eigenen Lebensalltag hineinzureichen vermag. Die kulturellen Möglichkeiten unserer Landeshauptstadt sind vielfältig und qualitativ herausragend. Das einzelne Mitglied kann und soll herausfinden, wo sein Kunstbedürfnis ganz individuell erfüllt wird. Über die

Teilhabe an der Kunst wird der Mensch zu sich selbst geführt. Künstler bieten eine Leistung, die auf den Augenblick der Darbietung hin angelegt ist – beim Zuschauer aber eine lang anhaltende, tiefgehende Wirkung zu erzielen vermag. Wie Hölderlin es formuliert hat: „Voll Verdienst, doch dichterisch wohnt der Mensch auf dieser Erde.“ Diese Einsicht gilt für gestern, heute und morgen, auch wenn sie stets mit der je neuen Gegenwart ausbalanciert werden muss. Was können wir von der Kunst, ihrer Realisation auf der Bühne und im Konzert lernen? Haben Sie schon einmal die eindringlichen Hofmannsthal-Verse – möglichst in Salzburg – gehört?

[Tod] „Nichts da, war alls dir nur geliehen.“⁷
Das ist ein Anruf an unser Bewusstsein von Endlichkeit, das der Tod im „Jedermann“ sogar noch metaphysisch untermauert:

„Von deines Schöpfers Majestät
Bin ich nach dir ausgesandt
Und das in Eil: drum steh ich da.“⁸

Ist das nicht ein Dilemma, das uns alle angeht, an alle gerichtet ist? Die außerordentliche europäische Kulturtradition, aus der wir leben, die das Jüdisch-christliche, die apollinische und dionysische Erfahrung der Theateranfänge der Hellenen und die zivilisatorische Größe der Römer vereinigt, lehrt die Schick-

sale, die uns in der Politik verordnet sind, zu ertragen. Für die Generation der Deutschen, die erleben musste, wie das Experiment der einzigartigen Kulturnation zusammenbrach, gab der Exilierte Thomas Mann in seinem 1947 veröffentlichten Roman der Verzweiflung, dem Doktor Faustus die nur angedeutete Hoffnung mit, das in aller Tiefe des Falls ein Gnadenton zu hören sei. Seine Inkarnation deutschen musikalischen Selbstverständnisses, der Komponist Adrian Leverkühn, diesen lässt er, an Beethovens „Fidelio“ anknüpfend, auch Töne der Zukünftigkeit und Freiheit hören. Wie Lessings „Nathan“, von dem Juden Ernst Deutsch in noch heute bewegender Spiegelung als erstes deutsches Theaterstück mit sensationellem Erfolg in der Welt gespielt, zählte der Gefangenenchor des „Fidelio“ zu den ersten Werken, die im vernichteten Deutschland wieder zu hören waren und einen Anknüpfungspunkt für den Wiederaufbau boten. Die Erfahrung des „von Unten“, die ein Wolfgang Borchert einsetzte – 1947 gestorben, bevor der noch den Erfolg seines „Draußen vor der Tür“ erfahren durfte – konnten Bausteine werden, Rückkehr der Deutschen zu ihrer eigentlichen Natur, der Idee der Humanität.

⁷ Hugo von Hofmannsthal: Jedermann. Stuttgart 2000 [RUB 18037], hier: S. 41, V. 21

⁸ ebd., S. 39, V 29ff.



DANIEL NERLICH

DÜSSELDORFER SCHAUSPIELHAUS

Ach, Da Bist Du Ja!

von Thomas Jonigk

Szene für einen Darsteller und eine Darstellerin

(Ein Mann läuft von rechts, eine Frau von links auf die Bühne. Sie treffen circa in der Mitte aufeinander, stoppen ihre Gänge abrupt und beginnen sofort zu sprechen.)

MANN: (vorwurfsvoll) Ach!

FRAU: (ebenso) Da bist du ja!

MANN: Du hast gesagt, du wartest im Wagen.

FRAU: Hab ich das.

MANN: Ja.

FRAU: Woher soll ich wissen, wo du geparkt hast.

MANN: Immer am selben Platz.

FRAU: Woher soll ich das wissen.

MANN: Du hörst nie zu.

FRAU: Niente. Nada. Nichts hast du gesagt.

MANN: Immer am selben Platz.

FRAU: (gereizt) Ich weiss. Das sagtest du bereits.

MANN: Nie hörst du zu.

FRAU: Deine Redebeiträge sind eben nicht sonderlich erfreulich.

MANN: (schnippisch) Ach!

FRAU: (provokant nachfragend) Ach, was?

MANN: (Gnade vor Recht ergehen lassend) Egal. Jetzt bist du ja da.

FRAU: Und wo hast du geparkt.

MANN: Vor dem Supermarkt.

FRAU: Da war ich. Das kann nicht sein. Kein Twingo weit und breit.

MANN: Kein Twingo?

FRAU: Kein Twingo.

MANN: Nein?

FRAU: Weit und breit.

MANN: Weil wir keinen Twingo haben.

FRAU: (plötzlich verunsichert) Keinen Twingo?

MANN: Nein. Einen Opel Corsa. Wir haben einen Opel Corsa.

FRAU: Was wir haben...Das ist ein Opel Corsa?

MANN: Ja.

FRAU: Ich hab gedacht...

MANN: (seinen Triumph der defensiven Frau gegenüber genussvoll ausspielend) Was hab ich gesagt?

FRAU: Ich höre nie zu.

MANN: Exakt.

FRAU: Ein Opel Corsa.

MANN: Wie gesagt.

FRAU: (aufbegehend) So einen wollte ich nie haben. Ich bin ganz auf Twingo eingestellt.

MANN: Tja.

FRAU: Deine Redebeiträge sind wirklich nicht erfreulich. Überhaupt wirst du von Tag zu Tag unsympathischer.

MANN: Warum hast du mich dann geheiratet?

FRAU: Das frage ich mich seit drei Jahren.

MANN: Obwohl wir erst seit zwei Jahren verheiratet sind.

FRAU: (erneut aufbegehend) Wir haben vor



CLAUDIA HÜBBECKER

drei Jahren geheiratet.

MANN: Das ist jetzt nicht dein Ernst.

FRAU: Natürlich haben wir vor drei Jahren geheiratet.

MANN: Du vielleicht. Ich nicht.

FRAU: Das machst du mit Absicht.

MANN: Was.

FRAU: Das weißt du ganz genau.

MANN: Es ist eine Tatsache, dass wir vor zwei Jahren geheiratet haben. [abrupt das Thema wechselnd] Warst du beim Friseur?

FRAU: Ja. Wieso?

MANN: Blond stand dir besser.

FRAU: [beleidigt] Ach, ja? Warum hast du dann gestern nichts gesagt, als ich vom Friseur gekommen bin? Ich habe den ganzen Tag auf irgendein Wort, auf irgendein Zeichen der Aufmerksamkeit von dir gewartet. [nach einer Pause] Verdammt noch Mal.

MANN: Erstens bist du gestern mindestens eine Stunde später nach Hause gekommen, als du gesagt hast. Zweitens hast du mich nicht zu Wort kommen lassen, weil...

FRAU: [dem Mann ins Wort fallend] Bitte was? Ich habe was? Du hast die ganze Zeit von nichts anderem als deiner Arbeit geredet: Versicherungswesen, Policen, Versicherungswesen, Policen, Versicherungswesen, Policen, als wenn es nichts Wichtigeres im Leben gäbe.

MANN: [trocken] Ich arbeite in der Stadtplanung.

FRAU: [nach einer Pause, verunsichert und gereizt] Jetzt sag mir nicht wieder, dass

Frauen zu blöd sind, um komplexe Dinge zu verstehen. Wir können abstrakt denken. Wir können rückwärts seitwärts einparken. Und Multitasking ist auch kein Thema.

[Der Mann wendet sich mitteilnehmend an das Publikum wie an einen Verbündeten, während seine Frau in missmutige Gedanken versinkt, das Publikum dabei aber auch wahrnimmt.]

MANN: Das könnte jetzt noch stundenlang so weitergehen. Die Beispiele, die sie auflistet, um mir zu beweisen, dass wir uns intellektuell, gedanklich und im beruflichen Bereich auf einem Level bewegen. Diesen Wettkampf, der natürlich auf einem Minderwertigkeitskomplex auf Seiten meiner Frau basiert, führen wir nun schon seit unserer Hochzeit, die – das können Sie mir glauben – vor zwei und nicht vor drei Jahren stattgefunden hat. Was soll ich sagen? Ich bin mit einer Frau verheiratet – mit einer von Natur aus blonden Frau, die sich jetzt mit einer dunklen Tönung noch mehr verunstaltet hat als gewöhnlich – mit einer Frau, die nicht nur zu blöd ist, komplexe Abläufe zu verstehen, sondern auch von den einfachen Dingen des Lebens überfordert ist: Sie kann nicht im Wagen auf mich warten, sie hat bis heute nicht die leiseste Ahnung von dem, was ich beruflich mache und ausserdem – und das ist am allerschlimmsten – ist sie nicht in der Lage, mir gegenüber ihre Fehler einzugestehen.

FRAU: [sich ebenfalls an das Publikum wendend] Natürlich hat mein Mann mit allem

Recht, was er über mich sagt. Das einzige Problem: Er verschweigt die Hälfte. Und zwar die schlechte Hälfte: seine Unfähigkeit. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie eintönig und langweilig das Leben mit diesem prototypischen Vertreter des männlichen Geschlechtes ist. Mir bleibt gar nichts anderes übrig, als anstrengend, aufmüpfig und hysterisch zu sein, wenn ich nicht in der totalen Vergessenheit versinken will. Tatsache ist, dass er viel arbeitet und dabei viel zu wenig verdient, um mir angemessenen Wohlstand zu bieten, dass er einen unglaublich schlechten Geschmack hat – (höhnisch) ich sage nur: „Blond stand dir besser“ und „Opel Corsa“, dass er rechthaberisch ist, langweilig und – nicht zu vergessen – sexuell unterdurchschnittlich befähigt.

MANN: Was bin ich.

FRAU: Sexuell unterdurchschnittlich befähigt.

MANN: (zum Publikum) Das ist jetzt reine Verleumdung.

FRAU: Es ist die Wahrheit.

MANN: Mach dich nicht lächerlich.

FRAU: (genussvoll beharrend) Sexuell unterdurchschnittlich befähigt.

MANN: Mein Gott, ist das armselig, dass du das nötig hast.

FRAU: Ich habe in den drei Jahren unserer Ehe nicht einen einzigen Orgasmus mit dir gehabt.

MANN: (empört) Wir sind erst seit zwei Jahren verheiratet.

FRAU: Nicht ein einziger Orgasmus.

MANN: (verwirrt) Aber Ostern letztes Jahr, da hast du doch einen gehabt. (nach einer Pause) Oder was war das?

FRAU: Das war natürlich gespielt. Und zwar so begabt, dass ich mir für einen Moment selbst auf den Leim gegangen bin.

MANN: Gespielt?

FRAU: Ich habe mit dir noch nie einen Orgasmus gehabt. Und das liegt nicht an mir. (schlussfolgernd) Es liegt an dir.

MANN: (schnell das Thema wechselnd) Du benimmst dich wie ein verzogenes Kind. Und das mit fünfundreissig Jahren.

FRAU: Ich bin einunddreissig.

MANN: Du siehst aus wie vierzig.

FRAU: (empört) Ich bin einunddreissig. Du hast neulich gesagt, ich gehe noch für Mitte Zwanzig durch.

MANN: (böse) Du glaubst doch nicht, dass ich da die Wahrheit gesagt habe...Sieh den Tatsachen ins Auge, Katharina. Du siehst aus wie vierzig.

FRAU: (irritiert) Ich heisse nicht Katharina. Mein Name ist Claudia.

MANN: (ebenso) Nicht Katharina?

FRAU: Nein.

MANN: Nicht Katharina Nerlich?

FRAU: Nein. Claudia Hübbecker.

MANN: Mein Name ist Daniel. Daniel Nerlich.

FRAU: Dann sind Sie gar nicht mein Mann?

MANN: Nein. (nach einer Pause) Und Sie offenbar nicht meine Frau.

FRAU: Das glaube ich nicht.

MANN: Aber es stimmt. Wenn ich genau hinsehe, sehen Sie ganz anders aus als sonst.

FRAU: Sie auch.

MANN: So was.

FRAU: Ja.

FRAU: (nach einem verlegenen Schweigen, plötzlich interessiert) Leiden Sie unter verfrühtem Haarausfall?

MANN: Nein.

FRAU: Sind Sie auf dem Rücken behaart?

MANN: Nein.

FRAU: Kettenraucher?

MANN: Nein.

FRAU: Alkoholiker?

MANN: Nein.

FRAU: Schlagen Sie Ihre Frau?

MANN: Sehe ich so aus?

FRAU: Nein. Eben deshalb frage ich.

MANN: (nach einer längeren Pause, vorsichtig) Und Sie? Betrügen Sie Ihren Mann mit anderen?

FRAU: Nein. Ich bin treu. Ganz im Gegensatz zu meinem Mann.

MANN: (erleichtert, wieder zu Form auflaufend) Eine so schöne Frau wie Sie würde ich nie betrügen.

FRAU: (offensiver werdend) Ihre Frau muss sehr glücklich mit Ihnen sein.

MANN: Wir leben in Scheidung.

FRAU: (flirtiv) Das tut mir sehr leid.

MANN: (nach einem intimen Blickkontakt) Und Sie? Glücklich?

FRAU: Ich bin gar nicht verheiratet.

MANN: Aber Sie haben das Gegenteil gesagt.

FRAU: Habe ich das?

MANN: Das muss Schicksal sein.

FRAU: Definitiv.

MANN: Ich liebe Sie.

FRAU: Ich liebe Sie auch.

(Ein bedeutungschwangerer Moment. Sie kommen sich näher, küssen und umarmen sich, oder dergleichen.)

MANN: Gehen wir zu Ihnen oder zu mir?

FRAU: Zu mir geht nicht. Mein Mann kommt jeden Augenblick von der Arbeit.

MANN: Kein Problem.

(Er greift sehnsüchtig nach der Hand der Frau und schlendert mit ihr Richtung Ausgang. Sie sprechen im Gehen weiter.)

MANN: Wie war noch mal Ihr Name?

FRAU: Johanna.

MANN: Und meiner Paul. (überschwenglich) Ich bin ganz durcheinander vor Glück.

FRAU: (selig) Und das ist erst der Anfang.

(Black. Ende.)

Waldeinsamkeit

von Heinrich Heine (1797-1856)

Ich hab in meinen Jugendtagen
Wohl auf dem Haupt einen Kranz getragen;
Die Blumen glänzten wunderbar,
Ein Zauber in dem Kranze war.

Der schöne Kranz gefiel wohl allen,
Doch der ihn trug, hat manchem mißfallen;
Ich floh den gelben Menschenneid
Ich floh in die grüne Waldeinsamkeit.

Im Wald, im Wald! da konnt ich führen
Ein freies Leben mit Geistern und Tieren;
Feen und Hochwild von stolzem Geweih,
Sie nahten sich mir ganz ohne Scheu.

Sie nahten sich mir ganz ohne Zagnis,
Sie wußten, das sei kein schreckliches Wagnis;
Daß ich kein Jäger, wußte das Reh,
Daß ich kein Vernunftmensch, wußte die Fee.

Von Feenbegünstigung plaudern nur Toren –
Doch wie die übrigen Honoratioren
Des Waldes mir huldreich gewesen, fürwahr,
Ich darf es bekennen offenbar.

Wie haben mich lieblich die Elfen umflattert!
Ein luftiges Völkchen! das plaudert und
schnattert!
Ein bißchen stechend ist der Blick,
Verheißend ein süßes, doch tödliches Glück.



WOLFGANG REINBACHER

Ergötzen mich mit Maitanz und Maispiel,
Erzählten mir Hofgeschichten zum Beispiel:
Die skandalöse Chronika
Der Königin Titania.

Saß ich am Bache, so tauchten und sprangen
Hervor aus der Flut, mit ihrem langen
Silberschleier und flatterndem Haar,
Die Wasserbacchanten, die Nixenschar.

Sie schlugen die Zither, sie spielten auf Geigen,
Das war der famose Nixenreigen;
Die Posituren, die Melodei,
War klingende, springende Raserei.

Jedoch zuzeiten waren sie minder
Tobsüchtig gelaunt, die schönen Kinder;
Zu meinen Füßen lagerten sie,
Das Köpfchen gestützt auf meinem Knie.

Tällerten, trillerten welsche Romanzen,
Zum Beispiel das Lied von den drei Pomeranzen,
Sangen auch wohl ein Lobgedicht
Auf mich und mein nobeles Menschengesicht.

Sie unterbrachen manchmal das Gesinge
Lautlachend, und frugen bedenkliche Dinge,
Zum Beispiel: »Sag uns, zu welchem Behuf
Der liebe Gott den Menschen schuf?

Hat eine unsterbliche Seele ein jeder
Von euch? Ist diese Seele von Leder
Oder von steifer Leinwand? Warum
Sind eure Leute meistens so dumm?«

Was ich zur Antwort gab, verhehle
Ich hier, doch meine unsterbliche Seele,
Glaubt mir's, ward nie davon verletzt,
Was eine kleine Nixe geschwätzt.

Anmutig und schalkhaft sind Nixen und Elfen;
Nicht so die Erdgeister, sie dienen und helfen
Treuherzig den Menschen. Ich liebte zumeist
Die, welche man Wichtelmännchen heißt.

Sie tragen Rotmäntelchen, lang und bauschig,
Die Miene ist ehrlich, doch bang und lauschig;
Ich ließ nicht merken, daß ich entdeckte,
Warum sie so ängstlich die Füße versteckt.

Sie haben nämlich Entenfüße
Und bilden sich ein, daß niemand es wisse.
Das ist eine tiefgeheime Wund',
Worüber ich nimmermehr spötteln kunnt.

Ach Himmel! wir alle, gleich jenen Zwergen,
Wir haben ja alle etwas zu verbergen
Kein Christenmensch, wäñnen wir, hätte
entdeckt,
Wo unser Entenfüßchen steckt.

Niemals verkehrt ich mit Salamandern,
Und über ihr Treiben erfuhr ich von andern
Waldgeistern sehr wenig. Sie huschten mir
scheu
Des Nachts wie leuchtende Schatten vorbei.

Sind spindeldürre, von Kindeslänge,
Höschen und Wämschen anliegend enge,
Von Scharlachfarbe, goldgestickt;
Das Antlitz kränklich, vergilbt und bedrückt.

Ein güldnes Krönlein, gespickt mit Rubinen,
Trägt auf dem Köpfchen ein jeder von ihnen;
Ein jeder von ihnen bildet sich ein,
Ein absoluter König zu sein.

Daß sie im Feuer nicht verbrennen,
Ist freilich ein Kunststück, ich will es bekennen;
Jedoch der unentzündbare Wicht,
Ein wahrer Feuergeist ist er nicht.

Die klügsten Waldgeister sind die Alräunchen,
Langbärtige Männlein mit kurzen Beinchen,

Ein fingerlanges Greisengeschlecht;
Woher sie stammen, man weiß es nicht recht.
Wenn sie im Mondschein kopfüber purzeln,
Das mahnt bedenklich an Pissewurzeln;
Doch da sie mir nur Gutes getan,
So geht mich nichts ihr Ursprung an.

Sie lehrten mir kleine Hexereien,
Feuer besprechen, Vögel beschreien,
Auch pflücken in der Johannismacht
Das Kräutlein, das unsichtbar macht.

Sie lehrten mich Sterne und Zeichen deuten,
Sattellos auf dem Winde reiten,
Auch Runensprüche, womit man ruft
Die Toten hervor aus ihrer Gruft.

Sie haben mir auch den Pfiff gelehrt,
Wie man den Vogel Specht betört
Und ihm die Springwurz abgewinnt,
Die anzeigt, wo Schätze verborgen sind.

Die Worte, die man beim Schätzegraben
Hinemurmelt, lehrten sie mich, sie haben
Mir alles expliziert – umsonst!
Hab nie begriffen die Schatzgräberkunst.

Wohl hatt ich derselben nicht nötig dermalen,
Ich brauchte wenig, und konnt es bezahlen,
Besäß auch in Spanien manch luftiges Schloß,
Wovon ich die Revenuen genoß.

Oh, schöne Zeit! wo voller Geigen
Der Himmel hing, wo Elfenreigen

Und Nixentanz und Koboldscherz
Umgaukelt mein märchentrunkenes Herz!
Oh, schöne Zeit! wo sich zu grünen
Triumphesportfen zu wölben schienen
Die Bäume des Waldes – ich ging einher,
Bekränzt, als ob ich der Sieger wär!

Die schöne Zeit, sie ist verschlendert,
Und alles hat sich seitdem verändert,
Und ach! mir ist der Kranz geraubt,
Den ich getragen auf meinem Haupt.


Der Kranz ist mir vom Haupt genommen,
Ich weiß es nicht, wie es gekommen;
Doch seit der schöne Kranz mir fehlt,
Ist meine Seele wie entseelt.

Es glotzen mich an unheimlich blöde
Die Larven der Welt! Der Himmel ist öde,
Ein blauer Kirchhof, entgöttert und stumm.
Ich gehe gebückt im Wald herum.

Im Walde sind die Elfen verschwunden,
Jagdhörner hör ich, Gekläffe von Hunden;
Im Dickicht ist das Reh versteckt,
Das tränend seine Wunden leckt.

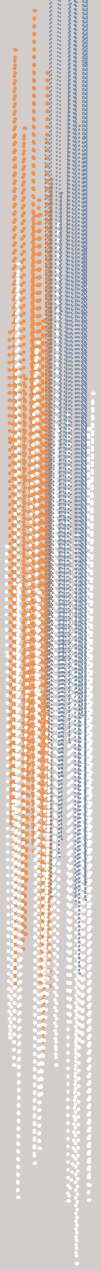
Wo sind die Alräunchen? Ich glaube, sie halten
Sich ängstlich verborgen in Felsenspalten.
Ihr kleinen Freunde, ich komme zurück,
Doch ohne Kranz und ohne Glück.

Wo ist die Fee mit dem langen Goldhaar,
Die erste Schönheit, die mir hold war?



Der Eichenbaum, worin sie gehaust,
Steht traurig entlaubt, vom Winde zerzaust.
Der Bach rauscht trostlos gleich dem Styx;
Am einsamen Ufer sitzt eine Nixe,
Todblaß und stumm, wie'n Bild von Stein,
Scheint tief in Kummer versunken zu sein.

Mitleidig tret ich zu ihr heran –
Da fährt sie auf und schaut mich an,
Und sie entflieht mit entsetzten Mienen,
Als sei ihr ein Gespenst erschienen.



LESUNG

Schischyphusch oder Der Kellner meines Onkels

von Wolfgang Borchert (1921-1947)

Dabei war mein Onkel natürlich kein Gastwirt. Aber er kannte einen Kellner. Dieser Kellner verfolgte meinen Onkel so intensiv mit seiner Treue und mit seiner Verehrung, daß wir immer sagten: Das ist sein Kellner. Oder: Ach so, sein Kellner.

Als sie sich kennenlernten, mein Onkel und der Kellner, war ich dabei. Ich war damals gerade so groß, daß ich die Nase auf den Tisch legen konnte. Das durfte ich aber nur, wenn sie sauber war. Und immer konnte sie natürlich nicht sauber sein. Meine Mutter war auch nicht viel älter. Etwas älter war sie wohl, aber



VOLKER LECHTENBRINK

wir waren beide noch so jung, daß wir uns ganz entsetzlich schämten, als der Onkel und der Kellner sich kennenlernten. Ja, meine Mutter und ich, wir waren dabei.

Mein Onkel natürlich auch, ebenso wie der Kellner, denn die beiden sollten sich ja kennenlernen und auf sie kam es an. Meine Mutter und ich waren nur als Statisten dabei und hinterher haben wir es bitter verwünscht, daß wir dabei waren, denn wir mußten uns wirklich sehr schämen, als die Bekanntschaft der beiden begann. Es kam dabei nämlich zu allerhand erschrecklichen Szenen mit Beschimpfung, Beschwerden, Gelächter und Geschrei. Und beinahe hätte es sogar eine Schlägerei gegeben. Daß mein Onkel einen Zungenfehler hatte, wäre beinahe der Anlaß zu dieser Schlägerei geworden. Aber daß er einbeinig war, hat die Schlägerei dann schließlich doch verhindert.

Wir saßen also, wir drei, mein Onkel, meine Mutter und ich, an einem sonnigen Sommertag nachmittags in einem großen prächtigen bunten Gartenlokal. Um uns herum saßen noch ungefähr zwei- bis dreihundert andere Leute, die auch alle schwitzten. Hunde saßen unter den schattigen Tischen und Bienen saßen auf den Kuchentellern. Oder kreisten um die Limonadengläser der Kinder. Es war so warm und so voll, daß die Kellner alle ganz beleidigte Gesichter hatten, als ob das alles nur stattfände aus Schikane. Endlich kam auch einer an unseren Tisch. Mein Onkel hatte, wie ich schon sagte, einen Zungenfehler.

Nicht bedeutend, aber immerhin deutlich genug. Er konnte kein s sprechen. Auch kein z oder tz. Er brachte das einfach nicht fertig. Immer wenn in einem Wort so ein harter s-Laut auftauchte, dann machte er ein weiches feuchtwässriges sch daraus. Und dabei schob er die Lippen weit vor, daß sein Mund entfernte Ähnlichkeit mit einem Hühnerpopo bekam. Der Kellner stand also an unserem Tisch und wedelte mit seinem Taschentuch die Kuchenkrümel unserer Vorgänger von der Decke. (Erst viele Jahre später erfuhr ich, daß es nicht sein Taschentuch, sondern eine Art Serviette gewesen sein muß.) Er wedelte also damit und fragte kurzatmig und nervös: „Bitte schehr? Schie wünschen?“

Mein Onkel, der keine alkoholarmen Getränke schätzte, sagte gewohnheitsmäßig: „Also: Schwei Aschbach und für den Jungen Schel-ter oder Brausche. Oder wasch haben Schie schonscht?“

Der Kellner war sehr blaß. Und dabei war es Hochsommer, und er war doch Kellner in einem Gartenlokal. Aber vielleicht war er überarbeitet. Und plötzlich merkte ich, daß mein Onkel unter seiner blanken braunen Haut auch blaß wurde. Nämlich als der Kellner die Bestellung der Sicherheit wegen wiederholte: „Schehr wohl. Schwei Aschbach. Eine Brausche. Bitte schehr.“

Mein Onkel sah meine Mutter mit hochgezogenen Brauen an, als ob er etwas Dringendes von ihr wollte. Aber er wollte sich nur verge-

wissern, ob er noch auf dieser Welt sei. Dann sagte er mit einer Stimme, die an fernen Geschützdonner erinnerte: „Schagen Schie mal, schind Schie wahnschinnig? Schie? Schie machen schich über mein Lischpeln lusch-tig? Wasch?“

Der Kellner stand da und dann fing es an, an ihm zu zittern. Seine Hände zitterten. Seine Augendeckel. Seine Knie. Vor allem aber zitterte seine Stimme. Sie zitterte vor Schmerz und Wut und Fassungslosigkeit, als er sich jetzt Mühe gab, auch etwas geschützdonnerähnlich zu antworten: „Esch ischt schamlosch von Schie, schich über mich schu amüschieren, taktlosch ischt dasch, bitte schehr.“

Nun zitterte alles an ihm. Seine Jackenzipfel. Seine pomadenverklebten Haarsträhnen. Seine Nasenflügel und seine sparsame Unterlippe.

An meinem Onkel zitterte nichts. Ich sah ihn ganz genau an: Absolut nichts. Ich bewunderte meinen Onkel. Aber als der Kellner ihn schamlos nannte, da stand mein Onkel doch wenigstens auf. Das heißt, er stand eigentlich gar nicht auf. Das wäre ihm mit seinem einen Bein viel zu umständlich und beschwerlich gewesen. Er blieb sitzen und stand dabei doch auf. Innerlich stand er auf. Und das genügte auch vollkommen. Der Kellner fühlte dieses innerliche Aufstehen meines Onkels wie einen Angriff und er wich zwei kurze zitterige unsichere Schritte zurück. Feindselig

standen sie sich gegenüber. Obgleich mein Onkel saß. Wenn er wirklich aufgestanden wäre, hätte sich sehr wahrscheinlich der Kellner hingesetzt. Mein Onkel konnte es sich auch leisten, sitzen zu bleiben, denn er war noch im Sitzen ebenso groß wie der Kellner und ihre Köpfe waren auf gleicher Höhe. So standen sie nun und sahen sich an. Beide mit einer zu kurzen Zunge, beide mit demselben Fehler. Aber jeder mit einem völlig anderen Schicksal.

Klein, verbittert, verarbeitet, zerfahren, fahrig, farblos, verängstigt, unterdrückt: der Kellner. Der kleine Kellner. Ein richtiger Kellner: Verdrossen, stereotyp höflich, geruchlos, ohne Gesicht, numeriert, verwaschen und trotzdem leicht schmutzlig. Ein kleiner Kellner. Zigarettenfingrig, servil, steril, glatt, gut gekämmt, blaurasiert, gelbgeärgert, mit leerer Hose hinten und dicken Taschen an der Seite, schiefen Absätzen und chronisch verschwitztem Kragen – der kleine Kellner.

Und mein Onkel? Ach, mein Onkel! Breit, braun, brummend, baßkehlige, laut, lachend, lebendig, reich, riesig, ruhig, sicher, satt, saftig – mein Onkel!

Der kleine Kellner und mein großer Onkel. Verschieden wie ein Karrengaul vom Zeppelin. Aber beide kurzzungig. Beide mit demselben Fehler. Beide mit einem feuchten wässrigen weichen sch. Aber der Kellner ausgestoßen, getreten von seinem Zungenschicksal, bockig, eingeschüchtert, enttäuscht, einsam,

bissig. Und klein, ganz klein geworden. Tausendmal am Tag verspottet, an jedem Tisch belächelt, belacht, bemitleidet, begrinst, beschrien. Tausendmal an jedem Tag im Gartenlokal an jedem Tisch einen Zentimeter in sich hineingekrochen, geduckt, geschrumpft. Tausendmal am Tag bei jeder Bestellung an jedem Tisch, bei jedem „bitte schehr“ kleiner, immer kleiner geworden. Die Zunge, gigantischer unförmiger Fleischlappen, die viel zu kurze Zunge, formlose zyklische Fleischmasse, plumper unfähiger roter Muskelklumpen, diese Zunge hatte ihn zum Pygmäen erdrückt: kleiner, kleiner Kellner!

Und mein Onkel! Mit einer zu kurzen Zunge, aber: als hätte er sie nicht. Mein Onkel, selbst am lautesten lachend, wenn über ihn gelacht wurde. Mein Onkel, einbeinig, kolossal, slickzungig. Aber Apoll in jedem Zentimeter Körper und jedem Seelenatom. Autofahrer, Frauenfahrer, Herrenfahrer, Rennfahrer. Mein Onkel, Säufer, Sänger, Gewaltmensch, Witzereißer, Zotenflüsterer, Verführer, kurzzungiger, sprühender, sprudelnder, spuckender Anbeter von Frauen und Kognak. Mein Onkel, saufender Sieger, prothesenknarrend, breitgrinsend, mit viel zu kurzer Zunge, aber: als hätte er sie nicht! So standen sie sich gegenüber. Mordbereit, todwund der eine, lachfertig, randvoll mit Gelächtereruptionen der andere. Ringsherum sechs- bis siebenhundert Augen und Ohren, Spazierläufer, Kaffeetrinker, Kuchenschleckerer, die den Auftritt mehr ge-

nossen als Bier und Brause und Bienenstich. Ach, und mittendrin meine Mutter und ich. Rotköpfig, schamhaft, tief in die Wäsche verkrochen. Und unsere Leiden waren erst am Anfang.

„Schuchen Schie schofort den Wirt, Schie aggresschiver Schpatsch, Schie. Ich will Schie lehren, Gäschte schu inschultieren.“

Mein Onkel sprach jetzt absichtlich so laut, daß den sechs- bis siebenhundert Ohren kein Wort entging. Der Asbach regte ihn in angenehmer Weise an. Er grinste vor Wonne über sein großes gutmütiges breites braunes Gesicht. Helle salzige Perlen kamen aus der Stirn und trudelten abwärts über die massiven Backenknochen. Aber der Kellner hielt alles an ihm für Bosheit, für Gemeinheit, für Beleidigung und Provokation. Er stand mit faltigen hohlen leise wehenden Wangen da und rührte sich nicht von der Stelle.

„Haben Schie Schand in den Gehörgängen? Schuchen Schie den Beschitscher, Schie beschoffener Schpaschvogel. Losch, oder haben Schie die Hosche voll, Schie mischgeschalteter Schwerg?“

Da faßte der kleine kleine Pygmäe, der kleine slickzungige Kellner, sich ein großmütiges, gewaltiges, für uns alle und für ihn selbst überraschendes Herz. Er trat ganz nah an unsern Tisch, wedelte mit seinem Taschentuch über unsere Teller und knickte zu einer korrekten Kellnerverbeugung zusammen. Mit einer kleinen männlichen und entschlos-

sen leisen Stimme, mit überwältigender zitternder Höflichkeit sagte er: „Bitte schehr!“ und setzte sich klein, kühn und kaltblütig auf den vierten freien Stuhl an unserem Tisch.

Kaltblütig natürlich nur markiert. Denn in seinem tapferen kleinen Kellnerherzen flackerte die empörte Flamme der verachteten gescheuchten mißgestalteten Kreatur. Er hatte auch nicht den Mut, meinen Onkel anzusehen. Er setzte sich nur so klein und sachlich hin und ich glaube, daß höchstens ein Achtel seines Gesäßes den Stuhl berührte. (Wenn er überhaupt mehr als ein Achtel besaß – vor lauter Bescheidenheit.) Er saß, sah vor sich hin auf die kaffeeübertropfte grauweiße Decke, zog seine dicke Brieftasche hervor und legte sie immerhin einigermaßen männlich auf den Tisch. Eine halbe Sekunde riskierte er einen kurzen Aufblick, ob er wohl zu weit gegangen sei mit dem Aufbumsen der Tasche, dann, als er sah, daß der Berg, mein Onkel nämlich, in seiner Trägheit verharrete, öffnete er die Tasche und nahm ein Stück pappartiges zusammengekniffenes Papier heraus, dessen Falten das typische Gelb eines oftbenutzten Stück Papiers aufwiesen. Er klappte es wichtig auseinander, verkniff sich jeden Ausdruck von Beleidigtsein oder Rechthaberei und legte sachlich seinen kurzen abgenutzten Finger auf eine bestimmte Stelle des Stück Papiers. Dazu sagte er leise, eine Spur heiser und mit großen Atempausen: „Bitte schehr. Wenn Schie schehen wollen. Schtellen Schie höflichsch schelbscht fescht. Mein Pasch.

In Parisch geweschen. Barschelona. Oschnabrück, bitte schehr. Allesch ausch meinem Pasch schu erschehen. Und hier: Beschondere Kenschelchen: Narbe am linken Knie. (Vom Fußballspiel.) Und hier, und hier? Wasch ischt hier? Hier, bitte schehr: Schsprachfehler scheid Geburt. Bitte schehr. Wie Schieschelbscht schehen!“

Das Leben war zu rabenmütterlich mit ihm umgegangen, als daß er jetzt den Mut gehabt hätte, seinen Triumph auszukosten und meinen Onkel herausfordernd anzusehen. Nein, er sah still und klein vor sich auf seinen vorgestreckten Finger und den bewiesenen Geburtsfehler und wartete geduldig auf den Baß meines Onkels. Es dauerte lange, bis der kam. Und als er dann kam, war es so unerwartet, was er sagte, daß ich vor Schreck einen Schluckauf bekam. Mein Onkel ergriff plötzlich mit seinen klobigen viereckigen Tatmenschenhänden die kleinen flatterigen Pfoten des Kellners und sagte mit der vitalen wütendkräftigen Gutmütigkeit und der tierhaft warmen Weichheit, die als primärer Wesenszug aller Riesen gilt: „Armesch kleinesch Luder! Schind schie schon scheid deiner Geburt hinter dir her und hetschen?“ Der Kellner schluckte. Dann nickte er. Nickte sechs-, siebenmal. Erlöst. Befriedigt. Stolz. Geborgen. Sprechen konnte er nicht. Er begriff nichts. Verstand und Sprache waren erstickt von zwei dicken Tränen. Sehen konnte er auch nicht, denn die zwei dicken Tränen

schoben sich vor seine Pupillen wie zwei undurchsichtige allesversöhnende Vorhänge. Er begriff nichts. Aber sein Herz empfing diese Welle des Mitgefühls wie eine Wüste, die tausend Jahre auf einen Ozean gewartet hatte. Bis an sein Lebensende hätte er sich so überschwemmen lassen können! Bis an seinen Tod hätte er seine kleinen Hände in den Pranken meines Onkels verstecken mögen! Bis in die Ewigkeit hätte er das hören können, dieses: Armesch kleinesch Luder!

Aber meinem Onkel dauerte das alles schon zu lange. Er war Autofahrer. Auch wenn er im Lokal saß. Er ließ seine Stimme wie eine Artilleriesalve über das Gartenlokal hinwegdröhnen und donnerte irgendeinen erschrockenen Kellner an: „Schie, Herr Ober! Acht Aschbach! Aber losch, schag ich Ihnen! Wasch? Nicht Ihr Revier? Bringen Schie schofort acht Aschbach oder tun Schie dasch nicht, wasch?“ Der fremde Kellner sah eingeschüchtert und verblüfft auf meinen Onkel. Dann auf seinen Kollegen. Er hätte ihm gern von den Augen abgesehen (durch ein Zwinkern oder so), was das alles zu bedeuten hätte. Aber der kleine Kellner konnte seinen Kollegen kaum erkennen, so weit weg war er von allem, was Kellner, Kuchenteller, Kaffeetasse und Kollege hieß, weit weit weg davon. Dann standen acht Asbach auf dem Tisch. Vier Gläser davon mußte der fremde Kellner gleich wieder mitnehmen, sie waren leer, ehe er einmal geatmet hatte. „Laschen Schie dasch da

noch mal vollaufen!“ befahl mein Onkel und wühlte in den Innentaschen seiner Jacke. Dann piffte er eine Parabel durch die Luft und legte nun seinerseits seine dicke Brieftasche neben die seines neuen Freundes. Er fummelte endlich eine zerknickte Karte heraus und legte seinen Mittelfinger, der die Maße eines Kinderarms hatte, auf einen bestimmten Teil der Karte.

„Schiebscht du, dummesch Häschchen, hier schtehtsch: Beinamputiert und Unterkiefer-schusch. Kriegschverletschung.“

Und während er das sagte, zeigte er mit der anderen Hand auf die Narbe, die sich unterm Kinn versteckt hielt.

„Die Öösch haben mir einfach ein Schtück von der Schungenschpitsche abgeschoschen. In Frankreich damals.“

Der Kellner nickte.

„Noch bösche?“ fragte mein Onkel.

Der Kellner schüttelte schnell den Kopf hin und her, als wollte er etwas ganz Unmögliches abwehren.

„Ich dachte nur schuerscht, Schie wollten mich utschen.“

Erschüttert über seinen Irrtum in der Menschenkenntnis wackelte er mit dem Kopf immer wieder von links nach rechts und wieder zurück. Und nun schien es mit einmal, als ob er alle Tragik seines Schicksals damit abgeschüttelt hätte. Die beiden Tränen, die sich nun in den Hohlheiten seines Gesichtes verließen, nahmen alle Qual seines bisherigen verspotteten Daseins mit. Sein neuer

Lebensabschnitt, den er an der Riesentatze meines Onkels betrat, begann mit einem kleinen aufstoßenden Lacher, einem Gelächterchen, zage, scheu, aber von einem unverkennbaren Asbachgestank begleitet.

Und mein Onkel, dieser Onkel, der sich auf einem Bein, mit zerschossener Zunge und einem bärigen baßstimmigen Humor durch das Leben lachte, dieser mein Onkel war nun so unglaublich selig, daß er endlich endlich lachen konnte. Er war schon bronzefarben angelaufen, daß ich fürchtete, er müsse jede Minute platzen. Und sein Lachen lachte los, unbändig, explodierte, polterte, juchte, gongte, gurgelte – lachte los, als ob er ein Riesensaurier wäre, dem diese Urweltlaute entrülpsten. Das erste kleine neu probierte Menschlachen des Kellners, des neuen kleinen Kellnermenschen, war dagegen wie das schütterte Gehüstel eines erkälteten Ziegenbabys. Ich griff angstvoll nach der Hand meiner Mutter. Nicht, daß ich Angst vor meinem Onkel gehabt hätte, aber ich hatte doch eine tiefe tierische Angstwitterung vor den acht Asbachs, die in meinem Onkel brodelten. Die Hand meiner Mutter war eiskalt. Alles Blut hatte ihren Körper verlassen, um den Kopf zu einem grellen plakatenen Symbol der Schamhaftigkeit und des bürgerlichen Anstandes zu machen. Keine Vierländer Tomate konnte ein röteres Rot ausstrahlen. Meine Mutter leuchtete. Klatschmohn war blaß gegen sie. Ich rutschte tief von meinem Stuhl unter

den Tisch. Siebenhundert Augen waren rund und riesig um uns herum. Oh, wie wir uns schämten, meine Mutter und ich.

Der kleine Kellner, der unter dem heißen Alkoholatemeines Onkels ein neuer Mensch geworden war, schien den ersten Teil seines neuen Lebens gleich mit einer ganzen Ziegenmeckerlachepoche beginnen zu wollen. Er mähte, bähte, gnickte und gnickerte wie eine ganze Lämmerherde auf einmal. Und als die beiden Männer nun noch vier zusätzliche Asbachs über ihre kurzen Zungen schütteten, wurden aus den Lämmern, aus den rosigen dünnstimmigen zarten schüchternen kleinen Kellnerlämmern, ganz gewaltige hölzernen meckernde steinalte weißbärtige blechscheppernde blödblökende Böcke. Diese Verwandlung vom kleinen giftigen tauben verkniffenen Bitterling zum andauernd, fort-dauernd meckernden schenkelschlagenden geckernden blechern blökenden Ziegenbockmenschen war selbst meinem Onkel etwas ungewöhnlich. Sein Lachen vergluckerte langsam wie ein absaufender Felsen. Er wischte sich mit dem Ärmel die Tränen aus dem braunen breiten Gesicht und glotzte mit asbachblanken sturerstaunten Augen auf den unter Lachstößen bebenden weißbejackten Kellnerzweig. Um uns herum feixten siebenhundert Gesichter. Siebenhundert Augen glaubten, daß sie nicht richtig sahen. Siebenhundert Zwerchfelle schmerzten. Die, die am weitesten ab saßen, standen erregt auf, um sich ja nichts entgehen zu lassen. Es war,

als ob der Kellner sich vorgenommen hatte, fortan als ein riesenhafter boshaft bähender Bock sein Leben fortzusetzen. Neuerdings, nachdem er wie aufgezogen einige Minuten in seinem eigenen Gelächter untergegangen war, neuerdings bemühte er sich erfolgreich, zwischen den Lachsalven, die wie ein blechernes Maschinengewehrfeuer aus seinem runden Mund perlten, kurze schrille Schreie auszustoßen. Es gelang ihm, so viel Luft zwischen dem Gelächter einzusparen, daß er nun diese Schreie in die Luft wiehern konnte.

„Schischyphusch!“ schrie er und patschtesich gegen die nasse Stirn. „Schischyphusch! Schischyphusch!“ Er hielt sich mit beiden Händen an der Tischplatte fest und wieherte: „Schischyphusch!“

Als er fast zwei Dutzend Mal gewiehert hatte, dieses „Schischyphusch“ aus voller Kehle gewiehert hatte, wurde meinem Onkel das Schischyphuschen zu viel. Er zerknitterte dem unaufhörlich wiehernden Kellner mit einem einzigen Griff das gestärkte Hemd, schlug mit der anderen Faust auf den Tisch, daß zwölf leere Gläser an zu springen fingen, und donnerte ihn an: „Schlusch! Schlus, schag ich jetscht. Wasch scholl dasch mit dieschem blödschinnigen schaudummen Schischyphusch? Schlusch jetscht, ver-schtehscht du!“

Der Griff und der gedonnerte Baß meines Onkels machten aus dem schischyphusch-schreienden Ziegenbock im selben Augen-

blick wieder den kleinen lispelnden armseiligen Kellner.

Er stand auf. Er stand auf, als ob es der größte Irrtum seines Lebens gewesen wäre, daß er sich hingesezt hatte. Er fuhr sich mit dem Serviettentuch durch das Gesicht und räumte Lachtränen, Schweißtropfen, Asbach und Gelächter wie etwas hinweg, das fluchwürdig und frevelhaft war. Er war aber so betrunken, daß er alles für einen Traum hielt, die Pöbelelei am Anfang, das Mitleid und die Freundschaft meines Onkels. Er wußte nicht: Hab ich nun eben Schischyphusch geschrien? Oder nicht? Hab ich schechsch Aschbach gekippt, ich, der Kellner dieschesch Lokalsch, mitten unter den Gäschten? Ich? Er war unsicher. Und für alle Fälle machte er eine abgehackte kleine Verbeugung und flüsterte: „Verscheihung!“ Und dann verbeugte er sich noch einmal: „Verscheihung. Ja, verscheihen Schie dasch Schischyphuschgeschrei. Bitte schehr. Verscheihen der Herr, wenn ich schu laut war, aber der Aschbach, Schie wischen ja schelbscht, wenn man nichtsch geegesehen hat, auf leeren Magen. Bitte schehr darum. Schischyphusch war nämlich mein Schpitschname. Ja, in der Schule schon. Die gansche Klasche nannte mich scho. Schie wischen wohl, Schischyphusch, dasch war der Mann in der Hölle, diesche alte Schage, wischen Schie, der Mann im Hadesch, der arme Schünder, der einen groschen Feltschen auf einen rieschigen Berg rauf schie-

ben schollte, eh, muschte, ja, dasch war der Schischyphusch, wischen Schie wohl. In der Schule muschte ich dasch immer schagen, immer diesch Schischyphusch. Und allesch hat dann gepuschtet vor Lachen, können Schie schich denken, werter Herr. Allesch hat dann gelacht, wischen Schie, schintemalen ich doch die schu kursche Schungenschpitsche beschitsche. Scho kam esch, dasch ich schpäter überall Schischyphusch geheischen wurde und gehänschelt wurde, schehen Schie. Und dasch, verscheihen, kam mir beim Aschbach nun scho insch Gedächtnisch, alsch ich scho geschrien habe, verschtehen. Verscheihen Schie, ich bitte schehr, verscheihen Schie, wenn ich Schie beläschtigt haben schollte, bitte schehr.“

Er verstummte. Seine Serviette war in dessen unzählige Male von einer Hand in die andere gewandert. Dann sah er auf meinen Onkel. Jetzt war der es, der still am Tisch saß und vor sich auf die Tischdecke sah. Er wagte nicht, den Kellner anzusehen. Mein Onkel, mein bärischer bulliger riesiger Onkel wagte nicht, aufzusehen und den Blick dieses kleinen verlegenen Kellners zu erwidern. Und die beiden dicken Tränen, die saßen nun in seinen Augen. Aber das sah keiner außer mir. Und ich sah es auch nur, weil ich so klein war, daß ich ihm von unten her ins Gesicht sehen konnte. Er schob dem still abwartenden Kellner einen mächtigen Geldschein hin, winkte ungedul-

dig ab, als der ihm zurückgeben wollte, und stand auf, ohne jemanden anzusehen.

Der Kellner brachte noch zaghaft einen Satz an: „Die Aschbach wollte ich wohl gern beschahlt haben, bitte schehr.“

Dabei hatte er den Schein schon in seine Tasche gesteckt, als er warte er keine Antwort und keinen Einspruch. Es hatte auch keiner den Satz gehört und seine Großzügigkeit fiel lautlos auf den harten Kies des Gartenlokals und wurde da später gleichgültig zertreten. Mein Onkel nahm seinen Stock, wir standen auf, meine Mutter stützte meinen Onkel und wir gingen langsam auf die Straße zu. Keiner von uns dreien sah auf den Kellner. Meine Mutter und ich nicht, weil wir uns schämten. Mein Onkel nicht, weil er die beiden Tränen in den Augen sitzen hatte. Vielleicht schämte er sich auch, dieser Onkel. Langsam kamen wir auf den Ausgang zu, der Stock meines Onkels knirschte häßlich auf dem Gartenkies und das war das einzige Geräusch im Augenblick, denn die drei- bis vierhundert Gesichter an den Tischen waren stumm und glotzügig auf unseren Abgang konzentriert.


Und plötzlich tat mir der kleine Kellner leid. Als wir am Ausgang des Gartens um die Ecke biegen wollten, sah ich mich schnell noch einmal nach ihm um. Er stand noch immer an unserem Tisch. Sein weißes Serviettentuch hing bis auf die Erde. Er schien mir noch viel, viel kleiner geworden zu sein. So klein stand

er da und ich liebte ihn plötzlich, als ich ihn so verlassen hinter uns herblicken sah, so klein, so grau, so leer, so hoffnungslos, so arm, so kalt und so grenzenlos allein! Ach, wie klein! Er tat mir so unendlich leid, daß ich meinen Onkel an die Hand tippte, aufgeregt, und leise sagte: „Ich glaube, jetzt weint er.“

Mein Onkel blieb stehen. Er sah mich an und ich konnte die beiden dicken Tropfen in seinen Augen ganz deutlich erkennen. Noch einmal sagte ich, ohne genau zu verstehen, warum ich es eigentlich tat: „Oh, er weint. Kuck mal, er weint.“

Da ließ mein Onkel den Arm meiner Mutter los, humpelte schnell und schwer zwei Schritte zurück, riß seinen Krückstock wie ein Schwert hoch und stach damit in den Himmel und brüllte mit der ganzen großartigen Kraft seines gewaltigen Körpers und seiner Kehle: „Schischyphusch! Schischyphusch! Hörscht du? Auf Wiederschehen, alter Schischyphusch! Bisch nächschten Schonntag, dummesch Luder! Wiederschehen!“

Die beiden dicken Tränen wurden von den Falten, die sich jetzt über sein gutes braunes Gesicht zogen, zu nichts zerdrückt. Es waren Lachfalten und er hatte das ganze Gesicht voll davon. Noch einmal fegte er mit seinem Krückstock über den Himmel, als wollte er die Sonne herunterraken, und noch einmal donnerte er sein Riesenlachen über die Tische des Gartenlokals hin: „Schischyphusch! Schischyphusch!“



Und Schischyphusch, der kleine graue arme Kellner, wachte aus seinem Tod auf, hob seine Serviette und fuhr damit auf und ab wie ein wildgewordener Fensterputzer. Er wischte die ganze graue Welt, alle Gartenlokale der Welt, alle Kellner und alle Zungenfehler der Welt mit seinem Winken endgültig und für immer weg aus seinem Leben. Und er schrie schrill und überglücklich zurück, wobei er sich auf die Zehen stellte und ohne sein Fensterputzen zu unterbrechen: „Ich verschtehe! Bitte schehr! Am Schonntag! Ja, Wiederschehen! Am Schonntag, bitte schehr!“

Dann bogen wir um die Ecke. Mein Onkel griff wieder nach dem Arm meiner Mutter und sagte leise: „Ich weisch, esch war schicher entschetschlich für euch. Aber wasch schollte ich andersch tun, schag schelbscht. Scho'n dummer Hasche. Läuft nun schein ganschesch Leben mit scho einem garschtigen Schungenfehler herum. Armesch Luder dasch!“

Mit freundlicher Abdruckgenehmigung: Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg. Wolfgang Borchert, Schischyphusch oder Der Kellner meines Onkels, aus: Wolfgang Borchert, Das Gesamtwerk. Herausgegeben von Michael Töteberg unter Mitarbeit von Irmgard Schindler. Copyright 2007 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.

IMMER GERNE FÜR SIE DA ...



SYLVIA FISCHER, INGRID ULBRICHT, URSULA ELTGEN UND GABRIELE JEBENS

Theatergemeinde Düsseldorf e.V.

Grabenstraße 8

40213 Düsseldorf

Telefon: 0211 / 32 68 87

Telefax: 0211 / 13 49 35

info@theatergemeinde-duesseldorf.de

www.theatergemeinde-duesseldorf.de

Öffnungszeiten

Mo-Mi 9.00-17.00 Uhr

Do 9.00-18.00 Uhr

Fr 9.00-15.30 Uhr

Impressum

Herausgeber: Theatergemeinde Düsseldorf e.V.

Verantwortlich: Dr. des. Heike Spies

Gestaltung: Thomas Bock

Medien-Produktion: Druck-Studio Kühler, Düsseldorf

Foto S. 4: Hans-Jürgen Bauer (Rheinische Post)

Foto S. 14: Daniel Koebe, Düsseldorf

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem umweltfreundlichem Papier.



Grabenstraße 8
40213 Düsseldorf
Telefon 0211 / 32 66 79
Telefax 0211 / 13 49 35
Theatergemeinde Düsseldorf

info@theatergemeinde-duesseldorf.de
www.theatergemeinde-duesseldorf.de

WIR DANKEN FOLGENDEN
DÜSSELDORFER FIRMEN FÜR IHRE
FREUNDLICHE UNTERSTÜTZUNG:
RHEINISCHE BACKKULTUR
TERBUYKEN
BRAUEREI SCHUMACHER

AUSSERDEM DANKEN WIR DEM
DÜSSELDORFER SCHAUSPIELHAUS,
DER DEUTSCHEN OPER AM RHEIN,
DEN DÜSSELDORFER SYMPHONIKERN
UND DEM THEATERMUSEUM FÜR
GESTALTUNG UND DURCHFÜHRUNG
DES FESTPROGRAMMS